



Chanphen und Matthias Bradtberg (l.) führen seit 20 Jahren ihren Imbiss am Tegeler See. Abends betreibt hier ein Querschnitt der Berliner Gesellschaft Stammtischpolitik. Susanne Gaschke (r.) hört zu



HOLLAUB/BECK/FLAMBECK/CO

Ich hasse Schlangestehen. Aber an jenem Samstag, in der Mittagspause des Kurses für den Sportbootführerschein, den ich später doch nicht machte, ließ ich etliche Leute vor. Wir warteten vor dem Tresen des „Kiosks im Saatwinkel“ am Tegeler See in Berlin. Direkt hinter mir am Stammtisch unterhielten sie sich über Penisse. Da wollte ich kein Wort verpassen, obwohl sich das Ergebnis letztlich so zusammenfassen lässt, dass es, wie überall im Leben, auf Gewinndegrößen durchaus ankommen kann.

VON SUSANNE GASCHKE

Damit kein falscher Eindruck entsteht: Ich habe an diesem Stammtisch auch andere Gespräche belauscht. Neulich wurde über die Monroe-Doktrin diskutiert, die sich mit etwas Gewalt auf den Slogan „Amerika den Amerikanern“ verkürzen lässt. In diesem Fall ging es um den russischen Anspruch auf die Ukraine. Ich habe hier schon mit Wildfremden Debatten darüber geführt, ob wir unser Leben, sie das ihre und ich das meine, eigentlich so hätten leben müssen, wie wir es nun einmal getan haben.

Der Kiosk ist ein Ort der beiläufigen Begegnung. Er versorgt die Kleingartenkolonie Saatwinkel e.V.; die Bootsbesitzer, die ihr Wasserfahrzeug hier liegen haben; die Pächter von Wochenendhütten auf den Inseln Maienwerder und Valentinswerder und die profimäßig ausgestatteten Radfahrer, die hier Wochenende für Wochenende auf ihrem Weg von irgendwo nach irgendwo haltmachen. Matthias Bradtberg und seine Frau Chanphen betreiben den Kiosk seit 20 Jahren. Geöffnet ist von April bis Oktober, in dieser Zeit wohnen sie auf ihrem Boot, das hinter einem Gewirr aus Schuppen, Behelfsbauten, Wohnwagen und Bootshallen am Seeufer liegt. Den Winter verbringen sie in Thailand. Ihr Weg in die Selbstständigkeit ergab sich eher zufällig: Matthias

Eine Runde Kümmerling

Energiepreise und Penisgrößen: An keinem Ort wird so offen über das Leben debattiert wie am Kiosk. Unsere Autorin hat sich dazugesetzt

Bradtberg, Zimmerermeister, der sich nach der Trennung von seiner Ex-Frau mehr als sonst um sein Boot kümmerte, bemerkte irgendwann, dass das Büdchen, das es hier immer schon gab, häufig geschlossen blieb. Er fragte den Eigentümer, wann eigentlich der aktuelle Pachtvertrag für den Kiosk auslaufe. Der bisherige Inhaber habe am Tag zuvor gekündigt, lautete die Antwort. Seine Frau Chanphen hatte ihren Job bei McDonald's ohnehin satt. Damit war es entschieden. Ihr erster Tagesumsatz belief sich auf 14 Euro.

DER WIRT ALS KUMPEL UND SOZIOLOGE

Inzwischen geht es besser, auch wenn das Konzept eines solchen Imbisses auf Selbstausbeutung beruht: bezahlbare Pacht, aber unendliche Arbeit. Die beiden schmeißen den Laden allein, kaufen morgens vor dem Öffnen ein, bereiten dann die Speisen zu, putzen, bedienen. Bier und Brötchen werden geliefert, und Brötchen – genauer gesagt: Fischbrötchen – sind auch die Renner im kulinarischen Angebot. Immer frisch gebacken und knusprig, der Fisch von guter Qualität,

die Preise moderat – das sei sein Erfolgsrezept, sagt Matthias Bradtberg. Als Wirt muss man Soziologe sein, und zugleich Kumpel am Stammtisch. Die Kundschaft habe sich deutlich verändert in den vergangenen 20 Jahren. Zwar wird jede neue Kindergeneration aufgeregt, wenn sie die Eisfahne sieht, das gehört offenbar zu den anthropologischen Konstanten. Verschieden hat sich aber zum Beispiel die Zeit des Mittagessens: von den klassischen zwölf bis 13 Uhr auf 14 oder gar 15 Uhr. Kleingärtner und Inseelpächter pflegen ein anderes Freizeitverhalten als früher: Die Laube oder Hütte ist jetzt mehr ein Accessoire als ein Lebensinhalt. Bleib man Anfang der 2000er-Jahre noch den ganzen Sommer im Garten und pendelte von dort zur Arbeit und zur Schule, so ist die Nutzung heute meist auf die Wochenenden beschränkt. Auch die sind kürzer geworden und reichen nicht mehr von Freitagmittag bis Montag früh, sondern von Samstag- bis Sonntagmittag. Das schmälert den Konsum von Bier, Buletten und Kartoffelsalat am Kiosk. „Außerdem“, sagt Bradtberg, „kommen sogar Leute, die sich für 80.000 Euro eine Hütte auf Valentinswerder gebaut haben,

heute mit vollen Tüten vom Discounter hier an.“ Zeitungen verkaufen die Bradtbergs seit Corona überhaupt nicht mehr, zu wenig Nachfrage. Den Absturz der Printmedien an einem Kiosk zu beobachten ist umso trauriger, als es die Pariser Kioskkultur des 19. Jahrhunderts war, die die Boulevardzeitung hervorbrachte und damit eine politische Öffentlichkeit in Europa beförderte.

DIE GÄSTE SIND EINE ART GRIECHISCHER CHOR

Trotzdem kommen die Menschen hier zusammen, um sich miteinander zu unterhalten. Und meistens über aktuelle politische Themen. Dabei ist der Stammtisch eine Art griechischer Chor zur Kommentierung der Zeitläufte. Die Flüchtlingskrise wurde bei den Bradtbergs rauf und runter erörtert, außerdem Angela Merkel, die „Ehe für alle“, Hertha, der Totschlag an einem Nachbargastronomen. In Zeiten der Ampel-Koalition ist dieses zu besprechen: Habeck. Ukraine. Hitzesommer. Energiepreise. Inflation. Und natürlich hätte der Stammtisch viel zu Jens Spahn und Corona zu sagen gehabt, aber damals durften sie sich ja nicht treffen, am runden Tisch, unter der Zeltplane. Obwohl das ja nun eindeutig an der frischen Luft ist. Doch sobald jemand auch nur Anstalten machte, sich hinzusetzen, schien schon das Ordnungssamt um die Ecke zu kommen. Dafür ging Bier außer Haus in dieser Zeit gut – die Leute waren froh, dass überhaupt irgendwo geöffnet war, sagt Matthias Bradtberg.

Jetzt steht der Stammtisch nicht mehr unter Seuchenschutzbeobachtung. Vorzugsweise trifft man sich am Freitagabend, es ist jetzt schon dunkel genug für Lichterketten. Dieter, Karin, Volker, Michael, Michaela, Frank-Michael, Gabriele, Karsten und Heiko gehören zur Kernmannschaft. Und Mandy. Sie ist Altenpflegerin und macht im Saatwinkel die D-Jane, per Handy auf die Lautsprecher. Es gibt „Du hast mich tausendmal belogen“

von Andrea Berg. Aber auch „Brandenburg“ von Rainald Grebe. Manchmal singen sie zur Gitarre, „Johnny Walker“ etwa, von Westernhagen.

Volker ist ein bisschen der Sozi vom Dienst und bekommt immer Haare, wenn die anderen sich über Karl Lauterbach oder Olaf Scholz aufregen. Der Maschinenbauingenieur ist ein Bilderbuchgenosse: erste akademische Generation in seiner Familie, immer bereit, die Politik seiner Partei so weit wie möglich zu verteidigen. Die Jusos in Berlin sind allerdings auch ihm ein bisschen zu viel. Volker legt den Finger auf einen Schmerzpunkt, über den die Spitzenfunktionäre mehr nachdenken sollten: „Fast jeder hier könnte SPD wählen oder sogar Mitglied sein“, sagt er, „aber bei einigen Themen fühlen sie sich von der AfD besser verstanden als von den Sozis. Da läuft was falsch.“ Die Antwort auf Volkers Analyse ist definitiv eine Runde Kümmerling.

An einem Freitag Anfang September geht es um die Wasserbewirtschaftungspolitik des Bezirks: Swimmingpools mit mehr als 1000 Liter Volumen sind wegen der Dürre verboten. Sie werde also zu Unrecht verfolgt, sagt Karin, ihr Pool fasse nur 600 Liter und sei im Übrigen aufblasbar. Es kommen Kämpfe im Vereinsvorstand zur Sprache, die zeigen, dass der Kleingarten kein politikfreier Raum ist. Wie sollte er auch? Es geht um Fragen des Zusammenlebens. Und über jedem Kleingartengebiet schwebt die Drohung des Vorratsflächenstatus, der städtischen Bauvorhaben Vorrang gibt. Dagegen kann man angesichts der Wohnungsnot kaum etwas haben – einerseits. Andererseits brauchen Menschen gerade in großen Städten das Grüne, zu erschwinglichen Preisen. Und sie brauchen, wie man im Saatwinkel gut sehen kann, den Austausch, beiläufig, alltäglich, am Kiosk, von Angesicht zu Angesicht. Darauf jetzt einen eisgekühlten Bommerlunder. Auf keinen Fall noch mal Kümmerling.

WIE ES IST

„Perfektion wird niemals erreicht“



ARCHIV ROJAHN

GEIGENBAUMEISTER THOMAS ROJAHN, 49, BETREIBT IN BERLIN EINE EIGENE WERKSTATT. WARUM ER FÜR EIN INSTRUMENT MEHRERE MONATE BRAUCHT, KEINES WIE DAS ANDERE KLINGT – UND WAS PASSIEREN MUSS, DAMIT MUSIKSCHÜLER NICHT GLEICH AUFGEBEN

Eine Geige zu bauen bedeutet für mich, das Schöne zu verehren. Sich Zeit nehmen. Hingabe leisten. Und nach Perfektion zu streben – die niemals erreicht werden kann. Der Geigenbau ist ein Prozess, der seit Generationen im Gange ist, aber nie abgeschlossen sein wird. Jedes Instrument hat eine individuelle Klangfarbe. Deswegen fällt es mir schwer zu sagen, dieses oder jenes sei das beste. Und nur weil eine Geige alt ist, heißt das nicht, dass sie gut ist. Es gibt großartige neue Instrumente.

Bevor ich im fränkischen Bubenreuth, einem der Geigenbauzentren Deutschlands, bei einem Meister als Lehrling aufgenommen wurde, musste ich viele, viele Klinken putzen. Nach meiner Ausbildung arbeitete ich in verschiedenen Meisterwerkstätten, zunächst als Geselle, dann als Geigenbaumeister. 2012 eröffnete ich in Berlin meine eigene Werkstatt. Auf dem Land habe ich mich fast ausschließlich dem Neubau gewidmet, in der Stadt fallen viele andere Aufträge an. Ich restauriere, repariere, verleihe und verkaufe. Drei bis vier Instrumente baue ich selbst im Jahr. Für eine Geige rechne ich etwa 180 Arbeitsstunden – also einen Monat Arbeit plus die Lackierung, die mit Trocknung noch mal anderthalb Monate in Anspruch nimmt. Die Kosten liegen bei etwa 10.000 Euro. Das teuerste Stück, das mir bisher untergekommen ist, war eine Guarneri-Geige. Die gehören zu den wertvollsten der Welt. Die Geige, die ich repariert habe, war einige Hunderttausend Euro wert. Dafür braucht es viel Vertrauen in den Geigenbauer, wofür ich der Besitzerin, einer ehemaligen Konzertmeisterin, sehr dankbar war.

Viele junge Menschen fangen an, ein Instrument zu lernen, hören aber schnell wieder auf. Die Ablenkungen sind vielfältig. Oft sind der Druck der Schule und die Erwartungen der Eltern auch zu hoch. Außerdem wird weniger gemeinsam zu Hause musiziert als früher. Das ist schade.

AUFGEZEICHNET VON TIM DALDRUP



WELTCLUB

Inside WELT: Freikarten für Redaktionsbesuch

Exklusiv für Club-Mitglieder

Sichern Sie sich jetzt Ihr Ticket: Sehen Sie am 14. Oktober 2022 in Berlin, wo unsere Expertinnen und Experten aus Digital, Print und TV arbeiten. Wie sieht der berühmte Neubau von Stararchitekt Rem Koolhaas von innen aus? Warum ist Axel Springer in Berlin und warum an diesem Ort? Erfahren Sie das und noch viel mehr über Axel Springer und WELT vom Unternehmensarchivleiter Lars-Broder Keil.

DIE WELT-Chefredakteurin Jennifer Wilton freut sich, Sie beim Abendessen im historischen Journalistenclub persönlich zu begrüßen.

Mehr Informationen finden Sie unter welt.de/inside.



Mitglied werden unter welt.de/club-wams

*Gilt nur für WELT AM SONNTAG-Käufer mit gültigem Gutschein-Code aus der aktuellen gedruckten WELT AM SONNTAG-Ausgabe. Der Gutschein ist sieben Tage gültig. Die Mitgliedschaft endet spätestens 18 Monate nach Gutschein-Einlösung. Sie kann jederzeit mit einer Frist von 14 Tagen gekündigt werden. Für die Mitgliedschaft im WELT Club entstehen keine zusätzlichen Kosten für Sie.

So werden Sie kostenlos Mitglied im WELT Club und können sich zum Event anmelden*:

1. Einfach folgende Seite aufrufen: welt.de/club-wams
2. Dort den Gutscheincode eingeben: **4A721S**
3. Kostenlos Nutzerkonto anlegen, freischalten und zum Event anmelden